E 219 49

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach - Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach - Stiftung, Frankfurt/Main.
Anschrift: Berliner Straße 37, 97616 Bad Neustadt Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179 - 6100 Nov. / Dez. Heft 4 / 2006 53. Jahrgang, Nummer 4

Ensisheimer Feuerbrand

Die handfeste Selbsthilfeaktion des Ensisheimer Maires gegen das Lager einer „durchreisenden Gruppe Wohnsitzloser", so die neueste Sprachregelung, hat auch in Deutschland zu einem erheblichen Medienecho geführt. Insbesondere eine ausführliche, sehr streng kommentierende Radioreportage lief auf vielen der Hörfunksender der ARD und ließ beide Seiten zu Wort kommen, die Wohnsitzlosen als Opfer und die Elsässer, etwas differenziert in Täter, Mitläufer und Zuschauer.

Nicht im Elsaß allein

Festzuhalten ist, daß das Problem ganz Frankreich betrifft ud daß es schon vor der EU-Osterweiterung und vor der letzten Wahl zur Nationalversammlung ein heftig umstrittenes Thema war, bei dem der Innenminister Sarkozy sich als Mann mit eisernem Besen zu profilieren suchte. Unbestreitbar ist auch, daß die meist aus Rumänien stammenden Personengruppen sowohl in ihren unvorstellbar armen Heimatdörfern wie auch auf ihren Landfahrten ganz extrem arme Hunde sind, bettelarm, krank, verachtet und nicht zuletzt von organisierter Kriminalität ausgenutzt und gesteuert. Daß hier die nachgesagte und sicher auch vorhandene fast schon gruppentypische „Klein"kriminalität ihre Ursache hat, ist nicht zu leugnen.

Der Fluch der Geographie

Nicht leugnen läßt sich aber der Umstand, daß im Elsaß, besonders in Straßburg und Umgebung, seit Jahren solche Familien lagern, die die Grenzlage und die Kalamitäten der dadurch behinderten Polizeibehörden ausnutzen, um ganze Banden strafunmündiger - tatsächlich oder auch nur angeblich strafunmündiger - Minderjähriger links- und rechtsrheinisch auf organisierte Einbruchs- und Diebstahlstouren von Basel bis Köln schicken. Ertappten Tätern kann nichts geschehen, den Hintermännern kann nichts bewiesen werden. Und Staat und Justiz sind erkennbar lahm und beißgehemmt, ob nun französisch oder deutsch, und wenn nicht, der Vorwurf „Rassismus" regelt alles. Daß diese andauernden beschämenden Umstände manches Gemüt bis zur feuerentzündenden Überhitzung in Wallung bringen, ist ja fast begreifbar. Weshalb man aber gerade im Elsaß nicht auf listigere Lösungen verfallen ist, mag schwerer zu verstehen sein.

Wie schon erwähnt, die Aversion gegen herumziehende wohnsitzlose Gruppen ist nicht spezifisch elsässisch und in ganz Frankreich verbreitet - und nicht nur dort. Das Elsaß bietet für vermehrte derartige „Probleme" ohne eigenes Zutun höchstens eine ideal gelegene geographische Basis.

Die Berichterstattung in den deutschen Medien stellte den Vorgang aber so dar, als handele es sich um die Äußerung einer historisch unbehausten, allem Neuen und aller Veränderung mißtrauischen, feindlichen und gebrochenen elsässischen Seele. Ähnliches hatte man ja schon im Fall von Schmierereien auf jüdischen Friedhöfen im Elsaß behauptet.

Die bereits erwähnte Runfunkreportage breitete den Fall umfassend aus, ließ Ensisheimer Bürger teils vehement, teils verhalten für den Maire Stellung nehmen, ließ die um ihre Habe gebrachten Wohnwagenbewohner zu Wort kommen (deren Gesundheit die Obdachlosigkeit schlecht bekam) und befragte und zitierte ausführlich als eine Art Lehrmeinung psychoanalyti-

Fortsetzung auf Seite 2

An unsere Leser

Wegen einer langwierigen Erkrankung des Redakteurs können die Ausgaben 3 und 4 des Jahrgangs 2006 unserer Zeitschrift erst mit großer Verspätunga ausgeliefert werden. Wir bitten unsere Leser und Mitglieder um Verständnis und entschuldigen uns für diese erhebliche Verzögerung. Die Ausgabe 1 des Jahrgangs 2007 folgt in Kürze. Wir werden bemüht sein, den normalen Erscheinungsrhythmus einzuhalten und weiter mit interessantem Inhalt das Vertrauen unserer Leser zu rechtfertigen. *Die Redaktion*

Durchwanderung, Einwanderung – und so weiter

Ein ehrenwerter Elsässer, Michel Habig, Bürgermeister von Ensisheim, ehemaliger Sitz der habsburgischen Herrschaft im Oberelsaß, wurde vom Straßburger Strafgericht verurteilt, weil er vierzehn verlassene Wohnwagen eines ehemaligen „Sinti- und Roma"-Lagers am 11. Januar dieses Jahres in Brand gesteckt hatte. Bei dieser impulsiven Aktion war er von Gendarmen begleitet.

Das von der Ortsautorität gelegte Feuer war der Abschluß einer Aktion, die eigentlich als Routinekontrolle gegen Gebrauchtwagenhandel und Prostitution gedacht sein sollte. Es ist unbestreitbar, daß Bürgermeister und Gendarmen rechtswidrig handelten. Ebensowenig ist Habig aber zu unterstellen, er sei mit der Absicht an den Ort des Geschehens gezogen, die fremden Quälgeister auszuräuchern.

Vor der Brandstiftung hatte der Verurteilte vergebens versucht, die Räumung der Wohnwagensiedlung zu veranlassen. Doch unter den Bewohnern fand sich keiner, der bereit war, für den Abzug des Stammes mit Hand anzulegen. Die Gendarmen wohnten der Operation bei, selbst der Entzündung des Feuers. In seinem Plädoyer führte der Verteidiger des Maire aus, dieser habe im höherrangigen Interesse von Sicherheit und öffentlicher Gesundheit gehandelt. In groben Zügen trifft diese Beschreibung die Tatsachen.

Wir sind - insbesondere wir im Elsaß, das seit Menschengedenken ein Durchgangs-

Fortsetzung auf Seite 2

Ensisheimer Feuerbrand

Fortsetzung von Seite 1

scher Politikwissenschaft den Politologen Bernard Schwengler, wobei nicht erkennbar wurde, ob dessen Erläuterungen an sich so wirr waren, wie sie sich darstellten oder ob das an der bruchstückhaften Zitierweise lag.

Bezeichnenderweise wurden alle Interviews in französischer Sprache geführt, hießen die Befragten auch Mohsährr (statt Moser) oder Schwäähnglährr oder sonstwie schwobenhaft, wobei man bei einigen weiß, bei anderen annehmen kann, daß sie sich in gutem Deutsch flüssig ausdrücken können und das auch in der Reportage gekonnt hätten, hätte man sie deutsch reden lassen; was offenbar nicht zum Bild paßt, das südwestdeutsche Rundfunkanstalten vom Elsaß haben.

Dabei geht es auch ohne Feuerbrände. In einer Runde fränkischer Bürgermeister wurde gefragt, wie man die üblichen Probleme mit Wohnwagensiedlungen durchreisender Fremder löse, die ihre Wohnwagenburgen wild auf Wiesen aufstellten oder, wenn ihnen eine befristete Genehmigung für das „Siedeln" auf Gemeindegrund erteilt werde, die Frist nicht einhielten und hartnäckig am Platz „wohnen" blieben. Ein Bürgermeister meinte, er kenne diese Probleme nicht, er müsse nicht klagen, nicht drohen, nicht die Polizei mobilisieren, die sowieso nichts ausrichte. Seine Camper zögen immer freiwillig von dannen. Im Ort arbeite noch ein Bauer, und gelegentlich sei es passend, daß der Bauer wilde Camper damit beeindrucke, indem er seine Jauchegrube leere und die Wiesen und Felder an den strategisch richtigen Stellen mit der kräftigen Brühe dünge. dp

Durchwanderung, Einwanderung ...

Fortsetzung von Seite 1

land ist - öfter mit solchen Situationen konfrontiert. Und oft muß die öffentliche Gewalt einschreiten, um das Schlimmste zu verhüten. Im Großen respektiert das fahrende Volk die Regeln eines friedlichen Nebeneinanders. Andererseits dürfte es doch kein Ding der Unmöglichkeit sein, die vorhandenen Ausnahmen in Extremfällen dazu zu zwingen, diese Regeln einzuhalten – Regeln, an die sich jeder Bürger halten muß, will er unnötiges Aufregen vermeiden.

Schließlich waren ja unsere Vorfahren auch nichts anderes als Einwanderer, Alemannen und Franken, bis sie seßhaft wurden. Aber einen Wohnwagen einfach stehen zu lassen, der zu nichts mehr dient, als Ärger zu erregen, gehört nicht zu den guten Sitten. Der Maire hat der verbreiteten Meinung handfest Ausdruck verliehen, daß jeder das verstehen müsse, und wer es nicht verstehen wolle, der müsse es zu fühlen bekommen. Nichts gegen Durchwanderung, nichts gegen Einwanderung, aber eben unter Beachtung gewisser Bedingungen und Verpflichtungen, die für jeden gelten, ob es sich um Hiesige, um Leute, die vom Osten oder Süden oder sonstwoher kommen.

In diesem Sinne darf man die (Misse-) Tat des Ensisheimer Bürgermeisters als eine Warnung interpretieren, nicht zuletzt an den Staat, von dem sich Gemeinden und Bürger im Stich gelassen fühlten. Gewiß handelte der Maire nicht recht, aber das Unrecht hatte bereits vor seinem Einschreiten begonnen und hätte bereits da seitens der Staatsmacht aus dem Weg geräumt werden müssen. Sofern diese Macht noch besteht. G. A.

Alte Heimat - Marie Hart

Als Neuauflage wieder zu haben

Nun liegt er vor, der vierte Band der Reihe mit neu aufgelegten Werken Marie Harts, herausgegeben und bearbeitet von Raymond Piela, der sich dieser Aufgabe mit Tatkraft und Einfallsreichtum seit Jahren mit bewundernswertem Einsatz verschrieben hat.

„Üs minre alte Heimet" enthält Geschichten und Gedichte aus den beiden Büchern „Erinnerungsland" (Stuttgart 1923) und „Ues minre alte Heimet" (Berlin 1930, aus dem Nachlaß herausgegeben von der Tochter Charlotte Kurr). Meisterhaft in Inhalt und Form sind hier wieder Land und Leute geschildert. Zwei Beispiele mögen das veranschaulichen, eines aus der Reichslandzeit, das andere aus den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg:

D'r Baschberri

Viel han schun üwer de Baschberri g'schriewe, Unberuefeni un Beruefeni bis zum Goethe nuf. Dort, wo d'r Weij geje Griesbach nuntergeht, unter eme Lindebaum, steht e Bank. D'r Verschönerungsverein het se g'stift un het se „Goethe-Bank" getaift. Mir han se-n-au e su g'heiße, awer leider isch die Benennung nit ins Volik ingedriunge; dies loßt sich ken Namen ufzwinge, wenn er noch e su richtig isch, un umkehrt loßt sich's au ken Namen abgewöhne, wenn er noch e su falsch isch: nämlich s'r Baschberri b'steht ju bekanntlich üs zwei Berri, der, wie zue Dachswiller g'hört, heiße d'Lit de kleine Baschberri, wenn au klipp un klar bewiesen isch, daß er e paar Meter höher isch als siner Zwillingsbrueder, wie se de große Baschberri nenne.

Wenn mir Dachswiller vum Baschberri redde, meine m'r natierlich de kleine. D'r ander isch ganz kahl, heißt im Volik au noch de Galjeberri, denn im ganze Mittelalter sin se do howe g'hängt wore, un isch nit e su gemuetlich wie d'r klein.

Dene nemmen au d'Dachswiller ganz allein for sich in Anspruch. Ken Großstadt het su schöni „Anlagen", wie d'"Naturanlagen" vum Baschberri sin. M'r het ken Staub, ken Sand, ken Stein unter de Fueß, nee, m'r geht uf sammetweichem Wase vun unte bis zuer „Goethe-Bank", unterm Schatte vun den Äpfel- un Bierebaim; großi, wildi Rosehecke sin üwerall verstreit; Rewe mit Pfirsichbaim un Grumbeerestücker mit Nußbaim breite sich am Abhang nunter, un d'Üssicht ins Land isch wie Goethe saat: „völlig paradiesisch". Un ken Großstadt het su schöni Kinderspielplätz wie d'Waseplätz vum Baschberri. ...

D'r französisch Himmel."

In dieser Geschichte wird eine Taufgesellschaft geschildert:

„Bi'm Kindtaifesse sitze se-n-e bissel eng um den üsgezöjene Tisch vum salle à manger, 's isch ken einheitlichi G'sellschaft, denn alli Schattierunge vun Franzosetum sin do vertrete: z'erscht d'Pur sang in d'r Person vun Monsieur et Madame Ratatouille, wie erscht zidder'm Waffenstillstand im Elsaß sin, sich awer do schun e recht wohl fühle. D'rnoo 's Jeanne als „Alsacienne essentiellement francaise", D'rnoo siner Mann un sini Mamme als arig gueti, awer e bissel unb'holfeni Franzose. D'rnoo d'r jung G'schwind, em Jeanne sine Brueder, als Mueßfranzos; denn er wär liewer ditsch gebliewe! Die schinderei in d'r Schuel mit'm Französische könnt'm g'stohle were! - D'rnoo isch noch d'r Herr Pfarrer do als „Alsacien bochisant", e reecht unangenehmi Abart vum Franzosetum! ..."

[pur sang = reinrassig; Ratatouille = billiges Ragout, weibliche Ratte; boche = (abwertend) Deutscher, von Alboche für Allemand].

amg

Marie Hart: Üs minre alte Heimet. Buchsweiler 2006, Est-Impression Editeur, 294 Seiten, 19 Euro.

E lüschtige Büe
Brücht viel Schüe;
E trüriger Narr
Het lang an eim Paar.

Jean Sebas
(Aus: „Dr Burne", Gedichte in Straßburger Mundart)

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V.

Geschäftsstelle: Berliner Straße 37, D-97616 Bad Neustadt, Tel. 09771/98396, e-mail: Freunde-der-Steinbach-Stiftung@web.de. Konto: Postbank Stuttgart, Kto. 370 15-708 (BLZ 600 100 70).

Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Dietrich Pfaehler.

Druckerei Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46 76287 Rheinstetten-Forchheim

Die Gründung des elsaß-lothringischen Heimatbundes1926

Am 7. Juni 1926 wurde in Straßburg der Elsaß-Lothringische Heimatbund gegründet, eine überparteiliche Vereinigung mit dem Ziel, für die natürlichen und erworbenen Rechte der elsaß-lothringischen Bevölkerung einzutreten und bis zu deren vollständigen Anerkennung zu kämpfen. Da sich die politischen Parteien des Landes aus parteiinternen oder parteitaktischen Gründen nicht zu einer gemeinsamen Aktionsfront zur Verteidigung dieser Rechte zusammenschließen konnten, wurde eine überparteiliche Organisation gebildet. Es gelang schließlich, nicht parteigebundene Personen aus dem ganzen Land mit Angehörigen einzelner Parteien zu vereinigen. Die Gründungsversammlung stellte fest, daß die Staatsmacht in allen Bereichen des öffentlichen und kulturellen Lebens die völlige Assimilation des Landes vorantreibe.

Zentralismus – Autonomie

Die Bevölkerung hatte zwar ihre Bereitschaft bekundet, sich in das französische Staatswesen zu integrieren, war aber mit der totalen Gleichschaltung mit dem zentralstaatlichen System nicht einverstanden. Elsaß-Lothringen hatte schließlich von 1871-1918 eine Entwicklung erlebt, die sich im staatlichen, kulturellen und sozialen Bereich von den Verhältnissen in den ostfranzösischen Departements deutlich unterschied. Hier wurde ein föderalistisches Staatsprinzip mit weitgehenden Autonomierechten praktiziert, dort herrschte strenger Zentralismus bis herab zu den Gemeinden.

Loyal statt eigenständig

Die Regierung forderte nun von den Elsässern und Lothringern uneingeschränkte Loyalität zum französischen Staat. Daraus erwuchs nach französischem Staatsverständnis für Elsaß-Lothringen die Pflicht zum Verzicht auf Einrichtungen regionaler Selbständigkeit und zum Vergessen der eigenen Sprache und Kultur. Das würde zwar für die Elsässer und Lothringer die Preisgabe der eigenen Idendität erfordern, ergab dafür aber die volle Teilhabe an der französischen Kultur, deren Höherwertigkeit selbstverständlich unterstellt wurde.

Ein Staat, eine Sprache

Das Erfordernis der Spracheinheit und der Einheit der staatlichen Institutionen wurde natürlich hergeleitet aus dem Staatsgrundsatz der „einen und unteilbaren Republik", der in Frankreich absolute Gültigkeit hat. Diese Sicht der Eingliederungsmaßnahmen der Staatsmacht konnte die Bevölkerung nicht verstehen und nicht billigen. Es gab Frustration und Anlaß, eine Abwehr zu organisieren. Das Unbehagen, etwas später auch als „malaise alsacien" bezeichnet, hatte sich deshalb nicht nur im Elsaß, sondern ebenso in Deutschlothringen ausgebreitet.

Die Eingliederung in den französischen Staat 1918

Der Waffenstillstandsvertrag vom 11. November 1918 verpflichtete das Deutsche Reich, die in Frankreich und Belgien besetzten Gebiete und Elsaß-Lothringen innerhalb von 15 Tagen zu räumen. Da dem Waffenstillstandsvertrag die 14 Punkte des US-Präsidenten Wilson zugrunde lagen - mit der Grundforderung des Selbstbestimmungsrechts der Völker - hätte man der elsaß-lothringischen Bevölkerung eine Volksabstimmung zubilligen müssen. Dies konnte Frankreich trotz des Widerstands einiger Kreise in England und den USA verhindern. Angesichts des jubelnden Empfangs der französischen Truppen beim Einmarsch ins Elsaß vertrat die französische Regierung den Standpunkt, eine Volksabstimmung sei überflüssig. Der französische Staatspräsident Poincaré, erklärte deshalb in einer Rede am 9. Dezember 1918 in Straßburg „le plébiscite est fait" (die Volksabstimmung ist geschehen). Für Paris war damit die Lage in Elsaß-Lothringen klar. Ob der Jubel die Stimmung der Mehrheit der Bevölkerung widergespiegelt hat, ist jedoch zumindest zweifelhaft. Beim Einmarsch der französischen Truppen waren nämlich die 300.000 elsaß-lothringischen Soldaten, die in der deutschen Armee gedient hatten, noch nicht wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Abgesehen davon gründete die Stimmung beim Einmarsch der Franzosen auch wesentlich in der Freude über das Ende der für die Grenzlandbevölkerung besonders harten Kriegszeit. Nun durfte man eine rasche Verbesserung der Lebensmittelversorgung erwarten statt eines weiteren Steckrübenwinters. Auch eine von General Joffre 1914 der Bevölkerung des Elsaß gegebene feierliche Versicherung hat wohl zu einer für Frankreich günstigen Stimmungslage bei der Bevölkerung beigetragen. Joffre erließ sogleich nach der damals erfolgten Eroberung des Gebiets von Thann, das dann während des ganzen Krieges französisch besetzt geblieben ist, eine Proklamation an die Elsässer. Sie enthielt neben der Aussage, daß die Rückkehr Elsaß-Lothringens endgültig sei, die Versicherung, daß Frankreich mit seinen eigenen Freiheiten auch die Achtung vor den Freiheiten, Traditionen, Überzeugungen und Sitten der Elsässer mitbringe.

Stimmungsumschwung - Enttäuschung, aufkommender Widerstand

Die von der Bevölkerung beim Einmarsch der französischen Truppen gezeigte Freude war schließlich nach wenigen Wochen völlig verflogen. Was war geschehen? - Es gab viele Maßnahmen der neuen Obrigkeit, die Unruhe oder Unbehagen unter der Bevölkerung verursachten. Da wurde sofort eine „Auswahlkommission" (Commission de triage) eingesetzt, die nicht nur die zugezogenen Reichsdeutschen zum Zweck der umgehenden Ausweisung ermitteln sollte, sondern auch „unsichere Elemente" unter der alteingesessenen Bevölkerung. Damit waren Bürger gemeint, die wahrscheinlich wegen deutschfreundlicher oder frankreichfeindlicher Äußerungen in „Schwarzen Listen" erfaßt waren. Die Ermittlungen führten zu Überwachungen, bei Personen im öffentlichen Dienst manchmal zur Amtsenthebung (etwa bei Lehrern).

Beamte und Amtssprache

In der öffentlichen Verwaltung wurden mehr als 10 000 ausgewiesene Deutsche ausschließlich durch Beamte aus Innerfrankreich ersetzt, die dann die leitenden Stellen einnahmen. Diese eingeschleusten Beamten verstanden natürlich kein Deutsch. Aber das interessierte nicht. Schließlich wurde die gesamte Verwaltung im November 1918 ohne besonderes Dekret auf Französisch umgestellt. Ab Februar 1919 war Französisch grundsätzlich Gerichtssprache. In den Schulen mußte ausschließlich Französisch unterrichtet werden, als wäre es die Muttersprache. Deutsch wurde wie eine Fremdsprache behandelt.

Aufhebung der Verfassung

Die in Elsaß-Lohtringen bis 1918 geltende Verfassung wurde ohne ein Dekret aufgehoben, der volksgewählte Landtag einfach nicht mehr einberufen. Dafür trat noch im November 1918 eine Verordnung in Kraft, die eine vorläufige Verwaltungsorganisatiom mit 3 departementsähnlichen Bezirken - Oberelsaß, Unterelsaß und Lothringen - hergestellt hatte. Die Bezirke wurden von Kommissaren geleitet, von denen der des Unterelsaß als Generalkommissar bestimmt war zur Regelung gemeinsamer Angelegenheiten. Er war von der Regierung weisungsabhängig. Die von einem Abgeordneten der Kath. Volkspartei bei der Regierung in Paris eingebrachte Forderung, beim Generalkommissariat eine Volksvertretung einzurichten, wurde schroff abgelehnt.

Bei der Kritik an Maßnahmen der französischen Administration kam es nicht selten zu Beschimpfungen mit „boches", oft verbunden mit der Aufforderung über den Rhein auszuwandern, falls man die neuen Gegebenheiten nicht ertragen könne. Der Unmut in der Bevölkerung zeigte sich in größerem Maß beim Straßburger Straßenbahnerstreik im Juli 1919 und beim Eisenbahnerstreik im September 1919 und grün-

Fortsetzung auf Seite 4

Elsaß-lothringischer Heimatbund

Fortsetzung von Seite 1
dete sich auf zu erwartende Änderungen im wirtschaftlichen und sozialen Bereich. Nur mit Mühe konnte man die streikenden Arbeiter durch berittene Gendarmen auseinandertreiben. Die französische Regierung mußte eingestehen, daß die Sozialgesetzgebung Bismarcks für Elsaß-Lothringen weitaus günstiger war als die entsprechenden Regelungen in Frankreich. Eine Anpassung der Elsässer und Lothringer an das rückständige französische System konnte deshalb nicht riskiert werden, weil sonst härtester Widerstand in der Bevölkerung zu erwarten war. Paris mußte die Grenzen seiner Gleichschaltungsabsichten anerkennen.

Protestbewegung von 1924

Zu einer großen Protestbewegung kam es aber dann im Jahr 1924. Die französischen Kammerwahlen ergaben einen Sieg der Linken. Aus der Regierungerklärung des neuen Ministerpräsidenten Edouard Herriot ging hervor, daß aus Gründen der notwendigen Einheitlichkeit des Staates die noch vorhandenen Kirchenprivilegien in Elsaß-Lothringen aufgehoben werden müßten. Im überwiegend katholischen Elsaß-Lothringen stand also die Einführung der laizistischen Gesetze bevor, das bedeutete die totale Trennung von Kirche und Staat. Der katholische Klerus war schockiert. Das politische Wohlverhalten, das die Elsässische und die Lothringische Republikanische Volkspartei, Nachfolgerinnen des Zentrums, bis dahin gezeigt hatten, um eine solche Entwicklung abzuwenden, war gescheitert. Eine gewaltige Protestwelle erfaßte die katholische Bevölkerung des Landes, der sich auch die Mehrheit der protestantischen Bürger anschloß. Im Land waren immerhin 98 Prozent aller Volksschulen Konfessionsschulen. Nun gab es monatelang Protestversammlungen und Demonstrationen, auch viele Presseattacken, bis es endlich zu einem Einlenken der Regierung in Paris kam. Die Einführung der Laiengesetze wurde zurückgestellt. Die weitere Gültigkeit des napoleonischen Konkordats von 1802, das auch vom Deutschen Reich unangetastet blieb, aber in Frankreich 1905 abgeschafft worden war, war nun anerkannt. Es sollte solange weitergelten, bis die Bevölkerung die Abschaffung wünschen würde.

Die Presse – dafür und dagegen

In der Presse entwickelten sich ab 1920 zwei Richtungen. Auf der einen Seite standen die Befürworter der von Paris betriebenen streng zentralistischen Ordnung und auf der anderen Seite die Vertreter eines Regionalismus auf der Basis der sprachlich-kulturellen Eigenart des Landes. Die wachsende Unzufriedenheit der Bevölkerung verschaffte den heimatrechtlich eingestellten Blättern immer mehr Beachtung und Verbreitung. Besondere Aufmerksamkeit war schnell der ab 1925 erscheinenden Wochenzeitung „Zukunft" zuteil geworden. Dieses Blatt sprach den meisten Menschen aus dem Herzen, wenn vehement die Zweisprachigkeit im öffentlichen Leben, mehr Deutschunterricht in den Schulen und Selbstverwaltung gefordert wurden. Die „Zukunft" bezeichnete die Elsaß-Lothringer als völkische Minderheit im französischen Staat mit Anspruch auf Anerkennung und entsprechende Behandlung.
Die Breitenwirkung der Zeitschrift „Zukunft" zwang nun auch die politischen Parteien des Landes zur Stellungnahme und zum Handeln. Die Zeit des Lavierens zwischen der Volksmeinung und der zur völligen Assimilierung entschlossenen Regierungspolitik war offensichtlich zu Ende. Es galt Farbe zu bekennen zu den Grundanliegen der Bevölkerung.

Überparteilich

Die nun einsetzenden Versuche, die politischen Kräfte im Land zu einer Aktionsgemeinschaft in heimatrechtlichen Fragen zusammenzufassen, scheiterten schließlich an weltanschaulichen Differenzen und der Furcht an Image im Staat einzubüßen. Deshalb versuchte man, die heimatrechtlichen Kräfte aller politischen Schattierungen in einer überparteilichen Organisation zu vereinigen. So kam es schließlich am Pfingstmontag 1926 in Straßburg zur Gründung einer solchen Vereinigung mit der Benennung „Elsaß-Lothringischer Heimatbund".
Bei der Gründungsversammlung wurde ein Manifest verabschiedet. Es wurde von mehr als 100 Personen unterschrieben, darunter waren auch 22 katholische und evangelische Geistliche. Zu den Unterzeichnern gehörten u. a. Dr. Eugen Ricklin, der frühere Präsident des Elsaß-Lothringischen Landtags, der Gemeindebeamte Jean Keppi aus Hagenau, Gründungsmitglied der Elsässischen Republikanischen Volkspartei, Joseph Rossé, Generalsekretär des elsaß-lothringischen Lehrerverbandes und Paul Schall, Chefredakteur der politischen Wochenschrift „Zukunft". Zum Vorsitzenden des Bundes wurde Dr. Ricklin, zum Generalsekretär Jean Keppi gewählt.

Das Manifest des Heimatbundes

Das Manifest war an alle heimattreuen Elsässer und Lothringer gerichtet und enthielt eine heftige Anklage der französichen Politik gegenüber dem Land seit 1918. Es wurde betont, daß seit 7 Jahren eine permanente Entrechtung der Bevölkerung erfolgt sei und die feierlich gegebenen Versprechungen mißachtet wurden, offenbar in der Absicht, Sprache, Brauchtum und Überlieferung auszulöschen. Deshalb seien nicht nur natürliche und erworbene Rechte in akuter Gefahr, sondern es stünden Wesen, Seele und Kultur des elsaß-lothringischen Volkes auf dem Spiel.
Der Heimatbund bekannte sich zum französischen Staat, forderte aber die Anerkennung als nationale Minderheit und die vollständige Autonomie im Rahmen Frankreichs. Für die deutsche Sprache wurde die Respektierung als Muttersprache des größten Teils der Bevölkerung verlangt. In der Schule sollte Deutsch als Ausgangspunkt, ständiges Unterrichtsmittel und Unterrichtsfach mit abschließender Prüfung gelten. In der Verwaltung und vor Gericht wurde für Deutsch Gleichberechtigung mit Französisch gefordert. Weiter wurde im Manifest u.a. die volle Autonomie des elsaß-lothringischen Eisenbahnnetzes im Eigentum des elsaß-lothringischen Volkes und die Wiederherstellung der früheren Gemeindegesetzgebung unter Anpassung an die neuen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verlangt.
Für die Regierung in Paris war das Manifest ein indiskutables Machwerk, das wegen eines möglichen Aufsehens im Ausland möglichst schnell und geräuschlos verschwinden sollte. Paris enthielt sich zunächst jeden Kommentars. Eisiges Schweigen war angesagt. Es gab aber bald gezielte Polizeimaßnahmen und Sanktionen (z.B. die Amtsenthebung des Gründungsmitglieds Joseph Ross, als Lehrer im Beamtenverhältnis). Eine parlamentarische Behandlung des Manifests in der Nationalversammlung, die eigentlich fällig gewesen wäre, wurde unterlassen. Es gelang der Regierung bald, den hohen Klerus der katholischen Kirche für ihren Standpunkt in der Behandlung des Manifests zu gewinnen. Unter dem Eindruck der Sanktionen und der Verdächtigung, daß pro-deutsche Agitation hinter dem Heimatbund stehe, gewannen bald auch in der größten Partei des Landes, der katholischen Republikanischen Volkspartei, die parisfreundlichen Kräfte wieder die Oberhand. Bei dieser Sachlage kam es dann im Heimatbund zu weltanschaulichen und politischen Auseinandersetzungen, die zu einer Schwächung des Bundes bereits im Herbst 1926 führten. Damit war für die Regierung eine mögliche Gefahr zunächst gebannt und sie konnte nun die Heimatbewegung ungestört weiter ins Visier nehmen und verfolgen. Auch im Ausland hielt sich das Interesse an diesen Vorgängen in Grenzen, so daß Frankreich keinen Image-Schaden zu befürchten hatte. Der Heimatbund setzte seine Arbeit auch unter dem anhaltenden Druck der Staatsmacht fort, erlebte dabei zwar gewisse Erfolge, aber auch einige Rückschläge bis hin zum Zweiten Weltkrieg. kk

Vor über 100 Jahren

In der „Straßburger Post", Zweite Mittagsausgabe, Nr. 668, vom Freitag, d. 26. Juli 1901, findet sich unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten" folgende Notiz:
„Madrid, 23. Juli. Gleich wie die Vereinigten Staaten - wenn auch ohne metereologischen Zusammenhang - ist jetzt auch Spanien von großer Hitze heimgesucht worden. In Madrid ist das Thermometer auf 42, in Sevilla auf 52 Grad Celsius gestiegen. Viele Personen erkrankten, eine Anzahl ist bereits am Hitzschlag gestorben, wer irgend kann, flieht nach dem Norden. Die allgemeine Trockenheit ist auch hier der Landwirtschaft sehr schädlich."

Streiflichter auf die Geschichte des Elsaß zwischen den beiden Weltkriegen (II)

Charles Hueber (1883-1943), ein elsässischer Kommunist und Autonomist

Charles Louis Hueber wurde 1883 in Gebweiler geboren. Zunächst Schlosser von Beruf wurde er Leiter einer Druckerei. Während der Revolutionstage im November 1918 wurde er in Straßburg Mitglied des Soldatenrats und hielt am 17. November, dem Tag des Einmarschs der Franzosen in Mülhausen, im Straßburger Sängerhaus eine Rede, deren Tenor in einem einzigen Satz erkennbar und zitierbar ist: „Vom Jura bis zum Moselstrand soll ein freies Volk, ein freies Land sein!".

Solidarisch im Ruhrkampf

Nach dem Friedensvertrag von Versailles wurde er Sekretär des Metall-Syndikats. Ende Dezember 1920 gründete er zusammen mit Ernest Haas und Michel Heysch die Kommunistische Partei Elsaß-Lothringens. Als Frankreich 1923 das Ruhrgebiet besetzte, fuhr Hueber nach Essen und nahm an dem gemeinsamen Protest der französischen und deutschen Kommunisten gegen diese Gewaltpolitik teil. Bei seiner Rückkehr ins Elsaß wurde er von der französichen Polizei verhaftet und mußte einige Wochen im Gefängnis verbringen.

Abgeordneter und Oberbürgermeister

Von 1924 bis 1928 und von 1936 bis 1940 war Charles Hueber Abgeordneter in der französischen Kammer und von 1929 bis 1935 Oberbürgermeister von Straßburg. In all' diesen Jahren forderte er unbeirrt das Recht auf Selbstbestimmung. Die elsaß-lothringischen Kommunisten waren damals die einzige Partei Frankreichs, die solche Forderungen erhob.Das größte Aufsehen erregte Hueber am 24. März 1925 in der Pariser Kammer mit einer Rede, die er auf französisch begann und in elsässischer Mundart fortsetzte. Angesichts dieses einmaligen Vorgangs herrschte zunächst sprachlose Verblüffung, danach kam es zu lärmenden Tumulten und Zwischenrufen. Nachdem Hueber die Rednertribüne verlassen hatte, protestierte ein Angeordneter gegen dessen Auftreten und setzte sich mit dem Verlangen durch, diese Rede nicht ins „Journal officiel" aufzunehmen.

Der Weg zur Landespartei

In den dreißiger Jahren geriet Hueber immer mehr in die Turbulenzen der elsässischen, französischen und europäischen Politik. 1933 engagierte er sich gegen den in Deutschland zur Macht gekommenen Nationalsozialismus und half den ins Exil getriebenen deutschen Kommunisten. Im Laufe der Entwicklung entfernte er sich mit seinen elsässischen Mitstreitern immer mehr von der Kommunistischen Internationale, unterstützte zeitweise die französischen Sozialisten (Regierung Léon Blum), näherte sich nach und nach verschiedenen elsässischen Parteien an, von Sozialisten bis zu Klerikalen, mit denen ihn das Interesse an elsässischer Eigenständigkeit verband. 1939 schließlich verbündeten sich Hueber und seine Freunde mit den Autonomisten um Paul Schalls Elsass-Lothringische Zeitung und schließlich mit der Landespartei.

Seine Rolle nach 1940

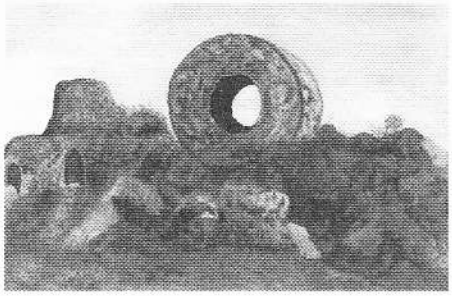
Dem Schicksal der Nanziger, der in Nancy inhaftierten elsässischen Autonomisten entging Hueber nur, weil er schwer krank im Krankenhaus in Colmar lag. 1940 stellte sich Hueber, wie immer bisher sozial zugunsten der Arbeiter und kleinen Angestellten engagiert, in den Dienst der neu aufgebauten Straßburger Stadtverwaltung, war Leiter der Deutschen Arbeitsfront in Straßburg und auch Ratsherr der Stadt. Am 23. November 1941 ernannte die neue Reichsuniversität Straßburg Hueber zu ihrem Ehrenbürger. Charles Hueber starb am 18. August 1943, beim Ehrenbegräbnis in Gegenwart des Gauleiters Wagner hielt sein langjähriger politischer Weggenosse und Freund Hans Peter/Jean Pierre Mourer, nunmehr Kreisleiter von Mülhausen, die Grabrede. Charles Hueber liegt, wie auch Otto Back, auf dem Westfriedhof in einem Ehrengrab der Stadt, eine Tatsache, die auch auf der offiziellen Internetseite der Stadt erwähnt wird, wo er in einer Reihe der „bedeutenden Ersten Bürgermeister der Stadt" zusammen mit Otto Back und Marcel Rudloff genannt wird. amg/dp

Thann mit Engelburg und Hexenauge

Junge Freiwillige aus ganz Europa besserten in diesem Sommer die verwitterten Reste der Engelburg aus und legten einen Abenteuerspielplatz und einen Lehrpfad an. Schon die von August Stöber übermittelte Legende von der Gründung Thanns weist auf europäische Verbindungen hin.

Die Legende

Der heilige Theobaldus, so heißt es da, Bischof von Gubbio in Umbrien, gab alles, was er hatte, den Armen und lebte in größter Einfachheit. Als er sein Ende herannahen fühlte, sagte er seinem treuen Diener, er möge ihm nach seinem Tod seinen einzigen Besitz, einen goldenen Ring, vom Finger ziehen und damit in die Heimat zurückkehren. Das geschah dann auch, wobei ein Glied des Fingers am Ring haften blieb.



Nach langen Fußmärschen durch die Lombardei, über die Alpen und durch die Schweiz erreichte der Diener schließlich eines Tages den Wald bei dem Flecken Thann. Dort ließ er sich unter einem Tannenbaum nieder und schlief ein. Als er wieder aufbrechen und seinen Wanderstab ergreifen wollte, blieb dieser wie festgewachsen in der Erde stecken. Auch der Ring im Knopf des Stabes ließ sich nicht herausnehmen.

Auf der nahen Engelburg residierte damals Friedrich der Jüngere von Pfirt. Er erblickte in der gleichen Stunde von seinem Fenster aus über einem großen Tannenbaum drei ungewöhnlich hell glänzende Lichter. Mit seinem ganzen Hofstaat eilte er dorthin, sah den Diener und den Stab, erkannte das Wunder und gelobte, Gott zu Ehren an der Stelle eine Kirche zu bauen. Danach ergriff er voller Zuversicht den Stab, der sich sogleich wegnehmen und öffnen ließ. Nachdem der Bau vollendet und die Ringreliquie darin untergebracht war, zog die Wallfahrtsstätte bald viele Pilger aus allen Ländern an, und nach und nach entstand dort die neue Stadt Thann.

Die Tatsache

Soweit die Legende. Nach Medard Barth (in: Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, Brüssel 1980) handelt es sich bei dem Patron der Kirche nicht um St. Theobald, den Eremiten, sondern um den heiligen Ubald, Bischof von Gubbio, gestorben 1160 und 1192 kanonisiert. Dessen Neffe Baldassino, von Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152-1190) in den Grafenstand erhoben, heiratete eine Gräfin von Pfirt. Zum Wallfahrtsbereich gehörten im Mittelalter ganz Deutschland, England, Holland, Jütland, Dänemark, Livland, Österreich, die Schweiz und Italien. Der Handelsverkehr zwischen Italien und den Niederlanden ging durch das Thanner Tal.

Die Engelburg, urkundlich erstmals 1234 als „castrum de Tanne novum vel antiquum" nachweisbar, wurde 1465 „Engelburg" genannt – nach dem Erzengel Michael, dem Schutzherren der Burgen. Ursprünglich im Besitz der Grafen von Egisheim, war sie 1225-1234 Streitobjekt zwischen den Herren von Pfirt und dem Bischof von Straßburg. Kaiser Friedrich II. sprach sie dann dem Bischof zu. Als bischöflich-straßburgisches Lehen kam sie 1261 wieder an die Pfirter und nach deren Aussterben an Habsburg. Im Bauernkrieg wurde sie 1525 von den Bauern vergebens bestürmt, im Dreißigjährigen Krieg dagegen siebenmal eingenommen und 1674 von den Soldaten Turennes gesprengt. Dabei blieb ein Teilstück des dicken Bergfrieds erhalten. Als „Hexenauge" wurde der Turmstumpf so zu einem Wahrzeichen der Stadt. amg

Mozarts Aufenthalt in Straßburg

Auf seiner achten Konzertreise, die Mozart 1777/1778 in Begleitung seiner Mutter von Salzburg über Wasserburg am Inn, München, Augsburg, Mannheim, Kirchheim-Bolanden, Worms, nochmals Mannheim und Metz nach Paris führte, kam er auf dem Rückweg auch nach Straßburg, wo er sich drei Wochen lang aufhielt. Vor seiner Abreise hatte der 21jährige in Salzburg seine Stelle als fürstbischöflicher Konzertmeister aufgegeben und erhoffte sich nun einen neuen Wirkungskreis. In Paris hatte er zwar Erfolge, aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht. Dann erlebte er großes Leid.
Am 3. Juli starb unerwartet seine Mutter nach kurzer Krankheit und wurde in Paris beigesetzt. Drei Monate später, am 6. Oktober 1778, verließ Mozart die französische Hauptstadt in Richtung Nancy und erreichte nach einer Woche Straßburg. Der erste Eindruck schien ihm nicht gerade vielversprechend zu sein. Jedenfalls schrieb er am 15. Oktober an seinen Vater: *„...hier geht es sehr pauvre zu - doch werde ich übermorgen samstag den 17ten, ich ganz alleine / damit ich keine unkösten habe / etlichen guten freünden, liebhabern und kennern zu gefallen, per Suscription ein Consert geben ...“*
Zunächst machte Mozart Besuche bei dem Orgelbauer Johann Andreas Silbermann und dem Komponisten Franz Xaver Richter, seit 1760 Kapellmeister am Münster, sowie den angesehenen Bankiers Philipp Jakob Franck, Vater und Sohn, die Geschäftsbeziehungen zu Salzburg hatten. Nachdem er öffentlich auf den Silbermann-Orgeln der Neuen Kirche und der St. Thomas-Kirche gespielt hatte, gab er zwei weitere öffentliche Konzerte, über die er seinem Vater am 26. Oktober schrieb:
„... ich habe [am 17. Okt.] *ganz allein gespiellt - gar keine Musique genommen, damit ich nichts verliere - kurz, ich habe 3 ganze louisd'or eingenommen; - das meiste bestunde aber in den Bravo und Bravißimo, die mir von allen seiten zuflogen - und zwar der Prinz Max von Zweybrücken* [Max Joseph, der spätere Kurfürst bzw.König von Bayern] *beehrte auch den Saal mit seiner gegenwart - daß alles zufrieden war, brauch ich ihnen nicht zu sagen; - da habe ich gleich abreisen wollen, aber man hat mir gerathen ich soll bleiben bis andern Samstag, und ein grosses Concert in theatre geben; - da hatte ich die nemliche einnahme, zum erstaunen und verdruß und schande aller straßburger: - der Directeur M. Villeneuve* [damals Direktor der Comédie Francaise] *fouterte über die einwohner dieser wircklich abscheulichen stadt, das es eine art hatte; - ich habe freylich ein wenig mehr gemacht, allein die unkösten der Musique / die sehr schlecht ist, sich aber sehr gut bezahlen läßt: / der illumination, wache, buchdruckerey, die menge leüte bey den eingängen ETC: machte eine grosse Summa aus; doch ich muß ihnen sagen, daß mir die ohren von den applaudiren und händeklatschen so wehe gethan als wenn das ganze theater voll gewesen wäre; - alles. was darinn war hat öffentlich und laut über die eigenen stadtbrüder geschmählet; - und ich habe allen gesagt, daß, wenn ich mir mit gesunder vernunft hätte vorstellen können, daß so wenig leüte kömmen würden, ich das Concert sehr gerne gratis gegeben hätte, nur um das vergnügen zu haben, das theatre voll zu sehen. ...“*

Unvorhergesehene Verlängerung

Mozarts für den 27. oder 28. Oktober geplante Weiterreise war nicht möglich, weil die Straßen durch eine plötzliche Überschwemmung unpassierbar geworden waren. So gab er auf Bitten seiner Freunde an seinem Namenstag; dem 31. Oktober, noch ein drittes Konzert, das ihm nach Abzug aller Kosten einen Louisd'or eintrug. Für die Weiterreise mußte Mozart einen Kredit aufnehmen. Doch die Verehrung und Liebe, die ihm seine Straßburger Anhänger entgegengebracht hatten, überwogen wohl doch die Enttäuschung. Am 3. November verließ Mozart Straßburg und kam am 6. in Mannheim an, wo er besonders gute Freunde hatte. Nach seiner Rückkehr nach Salzburg nahm er zu Beginn des Jahres 1779 für zwei Jahre die alte Stelle als Konzertmeister am Hof und am Salzburger Dom wieder an. Die Straßburger Freunde blieben weiter aktiv. Sie erreichten, daß Straßburg 1783 als erste Stadt in Frankreich „Die Entführung aus dem Serail“ aufführte.

Reisen wie Napoleon (1806-2006)

Monumentale runde Jubiläen dieser Art haben keine eigenen Gesetze, sie sagen nur sehr viel über Mentalität und Charakter derer, die sie begehen. In Thüringen und andernorts in Deutschland hat es die Feierkultur der herrschenden Medien- und Eventgesellschaft fertiggebracht, aus einer schmählichen Niederlage und den ihr folgenden Siegerplagen und Besatzungsterror ein Jubiläumsfest zu machen.
In Thüringen beging und begeht man gleich ein ganzes „Französisches Jahr“, das allen möglichen Gestalten die Gelegenheit bietet, auf dem Jenaer Schlachtfeld und mancherorts sonst besonders gerne im Glanz der Gloire napoleonischer Uniformen einherzustolzieren. Mit mehr Medienwirbel als echter Anteilnahme der Bevölkerung zog ein britischer Napoleonimitator mit dem bunten Troß eines permanenten Karneval-Kostümfests in allen Städten termingerecht ein, die zweihundert Jahre zuvor der echte Napoleon mit seiner Siegerpose beglückt hatte, bis der Karnevalskaiser am Ende in Berlin mit Gefolge sogar durch das Brandenburger Tor traben durfte.
Wenigstens darf man hoffen, daß demnächst uns die nachgereichte und nachgestellte Eroberung von Kolberg oder Graudenz und hoffentlich auch das Floß auf der Memel mit Präsident Putin und M. le Président de la France, ausstaffiert aus dem Theaterfundus, erspart bleiben werden.

Was wird 2013 und 2015 sein?

Was wird eigentlich in 7 und in 8 Jahren geschehen, wenn es deutsche Siege und eine einst erfolgreiche preußisch-österreichisch-deutsch-russische Allianz zu feiern geben wird? Kaum vorstellbar, der Präsident aus Paris als Ehrengast auf einer Siegesfeier in Leipzig? Die Feiern werden vermutlich ausfallen.

Mit Napoleon durch Europa

Ohne einen neuen Verein geht das Jahr jedoch nicht vorbei. Wäre auch ein Wunder gewesen. Ein „Europäischer Verbund der Napoleonstädte“ blickt hoffnungsfroh in die Zukunft, die einen Napoleon gewidmeten „touristischen Weg durch Europa“ schaffen möchte, als „sehr modernen und intensiven Versuch“, wie Jenas Oberbürgermeister meinte, als er auf der Migliederversammlung sprach, die der merkwürdige Verein anläßlich der 200. Wiederkehr des Schlachttages von Jena und Auerstedt in Jena abhielt. Endlich sind auch weitere deutsche „Napoleonstädte“ wie Naumburg, Auerstedt, Leipzig und Kassel beigetreten. Moskau, der Glanzpunkt von Napoleons Karriere, ziert sich leider noch, aber immerhin eine Bürgerin der Stadt nahm inoffiziell an der Versammlung teil.

Makabre Tourismusförderung

Neumitglied Leipzig brachte als Morgengabe gleich den revolutionären Gedanken mit, einen „touristischen Weg der Antikriegsdenkmale“ zu entwickeln. Jenas Oberbürgermeister war begeistert „Das ist einleuchtend. Wir erweitern durch neue Mitgliedskommunen die Tourismusförderung“.
Solange man entwickelt, begnügt man sich erst einmal mit einer „Napoleonstädte-Karte“ - keine Landkarte, sondern ein Ermässigungsanrechtsschein für den Besuch von Napoleonsstädten durch Napoleonsstädtebürger, der auch mittels Stempel als Besuchsnachweis dienen kann. Unser Vorschlag: Wer dank dieser komplett gestempelten Trophäe den Besuch aller Napoleonsstädte nachweisen kann, darf sich amtlich als neuen Ehren-Vornamen „Napoleon“ in die Geburtsurkunde eintragen lassen.
Makaber der Gedanke, mit dem von diesem Heroen angezettelten blutigen Gemetzel Tourismusförderung zu betreiben. In welchem Abstand werden „Adolfs Städtetour“ oder die „Bomber-Harris-Städterundfahrt in 7 Tagen“ folgen? Oder eine „Rote-Armee-Ralley“ mit Verlängerung (Abenteuerurlaub im Pferdetreck bei 30 Grad minus)? -er

Papst und Kaiser treu und loyal ergeben

Ein Elsässer Bischof von Trier – Michael Felix Korum (1840 -1921)

Ein Beitrag von Rudolf Bent

Vor 85 Jahren, am 4. Dezember 1921, starb Michael Felix Korum, Bischof von Trier. Weshalb soll in unserer Zeitschrift an dieses Ereignis, an diesen Mann erinnert werden? Korum war Elsässer, 1840 in Wickerschweier geboren, und als er 1881 auf den Bischofsstuhl des hl. Eucharius in die schöne Stadt an der Mosel berufen wurde, erregte es einiges Aufsehen, daß ein Bürger des erst zehn Jahre alten Reichslandes Elsaß-Lothringen, ein gebürtiger „Franzose", Bischof eines preußischen Bistums wurde.

Herkunft und Studien

Am 4. November 1840 wurde dem Schullehrer Theobald Korum zu Wickerschweier bei Kolmar und seiner Ehefrau Katharina Peccatier ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Michael Felix erhielt. Der Vater der jungen Frau war Franzose, und die überlebenden Geschwister des Bischofs zeigten sich späterhin französisch orientiert. Felix Korum besuchte das Gymnasium zu Kolmar, wo er zusammen mit dem späteren Bischof von Tarbes-Lourdes François-Xavier Schoepfer in einer Klasse saß. Nach dem Absolutorium entschloß sich Korum, katholische Theologie zu studieren, um Priester zu werden. Er erhielt ein Stipendium am Jesuitenkolleg zu Innsbruck und widmete sich fünf Jahre lang theologischen und philosophischen Studien. Mit dem Doktorexamen schloß Korum 1865 seine Studien ab. Am 23. Dezember 1865 wurde er von dem Straßburger Bischof Andreas Räß zum Priester geweiht. Dann begann er seine Laufbahn als Professor am Kleinen Seminar, 1869 wurde er ans Große Seminar der Straßburger Diözese versetzt. Er unterrichtete die Alumnen in Dogmatik und neutestamentlicher Theologie. 1872 berief Räß ihn als französischen Domprediger am Münster, 1880 wurde er als Nachfolger des Domherrn und Erzpriesters Spitz Münsterpfarrer, Erzpriester und Mitglied des Domkapitels. Im Kreise seiner Amtsbrüder wirkte er – wie 1906 im Reichardt-Prozeß bekannt wurde – dafür, daß der elsässische Klerus sich auf den Boden der durch die Vorsehung geschaffenen Verhältnisse stelle und alle politische Polemik beiseite lasse. Das Ansinnen des Metzer Bischofs Paul Du Pont des Loges, sein Koadjutor cum iure succedendi zu werden, lehnte er 1880 ab, weil er die Diözese Straßburg nicht verlassen wollte. Da sich auch der hochbetagte Straßburger Bischof Räß genötigt sah, einen Koadjutor anzunehmen, und da die Tochter des kaiserlichen Statthalters in Elsaß-Lothringen, Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel, als häufige Besucherin von Korums Predigten und Verehrerin seiner Person in Rom an höchster Stelle auf den neuen Erzpriester hingewiesen hatte, wurde seine Person auch in diese Frage hineingezogen. Doch weder Metz noch Straßburg sollten der dauernde Wirkungsort Korums werden.

Vatikan und Staat sind einig

1881 kamen der römische Stuhl und der preußische Staat im Zuge der Abbau des sogenannten Kulturkampfes überein, den seit 1876 verwaisten Trierer Bischofsstuhl in gegenseitigem Einvernehmen erneut zu besetzen. Damit würde der erste der durch den „Kulturkampf" verwaisten preußischen Bischofssitze wiederbesetzt werden. Das Trierer Domkapitel verzichtete auf sein Wahlrecht und überließ die Besetzung dem Papst, und dieser – es war Leo XIII. – schlug der preußischen Staatsregierung den Straßburger Münsterpfarrer Korum vor, von dem er wußte, daß der kaiserliche Statthalter ihn hochschätze.

Korum sträubt sich

In Berlin ging man sofort auf den Vorschlag ein, doch Korum sträubte sich. Er schrieb an Kardinalstaatssekretär Jacobini u. a.: „Es ist nicht nur die französische Ader, die sich in mir sträubt; ich stelle mich ganz nüchtern auf den Boden der Wirklichkeit. Zwar sind zehn Jahre bereits über unsere vaterländische Leiden dahingegangen, aber die Wunde hat sich noch lange nicht geschlossen; die Gegensätze zwischen Sieger und Besiegten werden noch tief und lebhaft empfunden, und niemals könnten meine Landsleute verstehen, daß ein Elsässer sich anschickte, preußischer Untertan werden zu wollen. – Es ist kaum ein Jahr, daß ich die Ehre habe, auf eine der angesehensten Pfarreien der Diözese berufen zu sein, und gerade habe ich angefangen, hier einiges Gute zu tun, und nun sollte ich da wieder herausgerissen werden? Alle meine Pfarrkinder, ja alle Bewohner Straßburgs, welchen ich seit dem Weggang der Jesuiten das Wort Gottes in französischer Sprache verkündigt habe, würden mich verachten, würden mir fluchen, so ich jemals einwilligte, preußischer Bischof zu werden, ich der Münsterpfarrer des von Preußen bombardierten Straßburg, der Erzpriester der von denselben in Brand gesteckten Kathedrale."

Verdächtigungen, Befürchtungen

Es folgte in dem Schreiben die Vermutung, das Ganze sei lediglich ein Schachzug des Fürsten Bismarck, der doch noch vor kurzem gegen seine Ernennung zum Straßburger Koadjutor ein absolutes Veto eingelegt habe und nun das Zentrum gewinnen wolle, die Frage der Nationalität werde ihn daran hindern, in Trier Gutes zu tun usw. Wahres und Falsches gingen in dem Schreiben durcheinander, Verdächtigungen und grundlose Befürchtungen. Man sieht, wie der „furor Gallicus" dem Straßburger Münsterpfarrer noch das Urteilsvermögen trübte. Es war gut, daß Leo XIII. auf seinem Entschluß beharrte, auch von den üblichen Demutsbekundigungen nichts wissen wollte und Korum befahl, Gehorsam zu üben und die Ernennung anzunehmen. Am 14. August 1881 wurde Korum vom Generalvikar der Diözese Rom, Kardinal Monaco La Valetta, in der römischen Kirche Santa Trinità dei Monti zum Bischof geweiht.

Besuch bei Bismarck

Alsbald kehrte Korum nach Deutschland zurück. Auf Wunsch des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten besuchte er diesen am 27. August 1881 auf dessen hinterpommerschem Gut Varzin. Bismarck erwies sich als liebenswürdiger und im Gespräch bezaubernder Gastgeber. Unter anderem sagte der Fürst: „Die Bischöfe können so ultramontan sein, wie sie wollen, aber sie sollen auch deutsch sein." Sechs Stunden verbrachte Korum bei Bismarck, der ihn noch zum Nachtessen bei sich behielt und dann bis zum Wagen begleitete. Anderntags feierte Korum die Sonntagsmesse in Stargard.
Am Montag wurde er in Berlin von Kultusminister Goßler empfangen, noch am selben Abend unterzeichnete der König und Kaiser das Ernennungsdekret.

Audienz bei Kaiser Wilhelm I.

Am Dienstag empfing Wilhelm I. den Trierer Bischof in Audienz. Er unterhielt sich mit ihm in gnädiger Weise sehr lange, nicht über kirchenpolitische Fragen, sondern über Kirchen, Dome und das Trierer Land, und zwar in französischer Sprache, und fragte ihn am Schlusse, ob er auch deutsch spreche („sa Majesté ma parla longtemps en français, me demanda, si je parlais aussi l'allemand, puis me congédia de la façon la plus courtoise"). Man stelle sich vor: Der König von Preußen unterhält sich mit einem Bischof seiner Monarchie auf französisch und fragt am Ende, ob er wohl auch deutsch sprechen könne! Das läßt tief blicken. Die Ablegung des durch die sogenannten „Maigesetze" aus dem Jahre 1875 vorgeschriebenen Eides wurde Korum erlassen. *Fortsetzung in Heft 1/2007*

Spenden

Der Vorstand der den „Westen" herausgebenden „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung" dankt herzlich allen Spenderinnen und Spendern, die im vergangenen Jahr und in den ersten Wochen dieses Jahres unsere Arbeit mit großzügiger Spendenbereitschaft unterstützt und ermöglicht haben!

Hinüber und Herüber

Römisches Mosaik

Im oberelsässischen Bergheim wurde kürzlich ein zweiter römischer Mosaikfußboden entdeckt. Das erste gallo-römische Mosaik kam 1848 bei Grabungsarbeiten im Bergheimer Gewann „Fröhnle" zutage und dürfte ursprünglich etwa sieben Meter breit und zehn Meter lang gewesen sein. Seit 1849 befindet es sich im Colmarer Unterlindenmuseum.
Nun kam im Juni 2006 auf einer Baustelle für 16 neue Wohnungen erneut ein Mosaikfußboden zum Vorschein. Die sofort herbeigerufenen Archäologen des Straßburger „institut national" bestätigten, daß es sich dabei um die Reste einer römischen Villa aus dem 2. oder 3. Jahrhundert handelt. Weitere Untersuchungen sind im Gange.

Münsterkäse

Der beliebte elsässische Münsterkäse besitzt eine lange Tradition. Nachweislich seit dem 11. Jahrhundert, vermutlich aber schon früher, wird im elsässischen Münstertal der heute weltberühmte Vollrahmkäse hergestellt. Sebastian Münster lobt ihn in seiner „Cosmographie" (Basel 1544), und von Franz-Robert von Ichtersheim („Elsaszische Topographia", Regensburg 1714) erfahren wir, daß der Münsterkäse nicht nur im Elsaß verkauft, sondern auch in ferne Gegenden exportiert wurde. Im Jahr 1532 dankt der Ulmer Prediger Konrad Sohm dem Reformator Martin Bucer für die Übersendung einiger Münsterkäse. Sie schmeckten den eingeladenen Freunden so gut, daß sie von der ausgezeichneten Gabe nichts übrigließen! amg

Hagenauer Staufer-Stele

Am 21. Oktober 2006 wurde in Hagenau von Bürgermeister Strasser eine 3 Meter hohe, aus Rothbacher Vogesensandstein gemeißelte Stele eingeweiht, die an die Staufer und ihre Epoche erinnern soll. Anwesend war eine große Zahl elsässischer und schwäbischer Stauferfreunde, unter letzteren sind auch die Stifter der Stele zu finden. Die elsässische Stele ist die dritte ihrer Art, bereits im Jahr 2000 war zur Erinnerung an den 750. Todestag Kaiser Friedrichs II.eine Stele im süditalienischen Fiorentino (Apulien) errichtet worden, und 2002 eine weitere auf dem Hohenstaufen bei Göppingen (aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des Landes Baden-Württemberg). Alle Stelen sind dank ihres achteckigen Grundrisses dem in Apulien errichteten staufischen Castel del Monte nachempfunden.
Die Hagenauer Stele steht in der Rue da la Moder, dem alten Zollhaus (Salle de la Douane) gegenüber, und damit in der Nähe der alten staufischen Kaiserpfalz. Sie trägt, unter einer symbolisch angedeuteten goldenen Kaiserkrone, die Wappen des Reiches, der Staufer sowie der Stadt Hagenau, und, diesen nachgeordnet, auf Hagenau bezogene Daten aus der Geschichte der Staufer in lateinischer, französischer und deutscher Sprache.
Nach einer kurzen Zeremonie an der Stele wurde die Veranstaltung mit einem Empfang in der „Mediathek", einer modernen, elektronische Speichermedien einbeziehenden Bibliothek fortgesetzt. In ihren Reden betonten Bürgermeister Strasser und der Göppinger Landrat Weber die Bedeutung der Rückerinnerung an die große gemeinsame Staufervergangenheit als einer festen, Selbstvertrauen und Zuversicht ausstrahlenden Grundlage für die Meisterung gegenwärtiger und künftiger Probleme im „Vereinten Europa". Dieses Geschichtsbewußtsein sei eine nie versiegende Quelle zur Besiegelung neuer und zur Festigung alter Freundschaften zwischen „den einander nähergerückten Völkern". In solch freundschaftlicher Atmosphäre, bei feinem Elsässer Wein, traditionellem Guglhupf und Brezeln klang nach zahlreichen persönlichen Gesprächen die denkwürdige Feierstunde aus.
Nach Aussagen der Göppinger Stauferfreunde ist in Zukunft damit zu rechnen, daß weitere Staufer-Stelen gesetzt werden. Die nächste soll im kommenden Jahr auf dem Trifels in Annweiler (Pfalz) errichtet werden. f.w.

Albert II. im Elsaß

Albert II. von Monaco, Graf von Pfirt, Belfort und Thann, Freiherr von Altkirch und Herr zu Isenheim weilte am 16. Mai 2006 im Sundgau. Nach einem privaten Besuch des Mülhauser Automobilmuseums begab er sich am Nachmittag nach Altkirch, wo er vor dem Rathaus von Député-Maire Jean-Luc Reitzer und dem Gemeinderat erwartet wurde. Er besichtigte das Sundgaumuseum und trug sich in das Goldene Buch des Museums ein. Danach gab es einen Empfang in der Kornhalle/Halle-aux-Blés. Nach etwa einer Stunde ging die Fahrt weiter nach Pfirt/Ferrette. Dort wurde der Fürst von Bürgermeister Pierre Brand und dem Gemeinderat empfangen. Der Bürgermeister ernannte ihn zum Ehrenbürger und überreichte ihm das von einem Autorenkollektiv des Sundgauvereins verfaßte Werk „900 ans du comté de Ferrette" (900 Jahre Grafschaft Pfirt). Anschließend enthüllte Albert II. eine Tafel an dem frisch renovierten Zehnthaus/Maison Dimière, das aus der Zeit der Ära Mazarin-Grimaldi stammt. Den Abschluß bildete gegen Abend eine Veranstaltung vor dem ehemaligen Tribunal mit mehreren Ansprachen, zu der - wie auch zum anschließenden Ehrenwein - die ganze Bevölkerung eingeladen war. Der Fürstenbesuch war bereits im Jahr 2005 anläßlich der Neunhundertjahrfeier der Grafschaft Pfirt vorgesehen, fand aber wegen des Todes von Fürst Rainier dann nicht statt.

Vogesenkühe für Irland

Im Sommer begann für 32 junge Milchkühe der Vogesenrasse eine Reise nach Irland. Sie wurden in Günsbach im Münstertal auf Lastwagen verladen, die sie nach Cherbourg fuhren, von wo sie eine Fähre über den Ärmelkanal brachte. Irländische Züchter interessieren sich für die Tiere, seitdem sie herausgefunden hatten, daß die Vogesenrinder mit einer alten, im Aussterben begriffenen irländischen Rinderrasse identisch sind. Im Herbst folgte eine zweiter Transport gleicher Art.
Historiker erinnerten in diesem Zusammenhang daran, daß es vielleicht irländische Mönche waren, die im 7. Jahrhundert die Benediktinerabtei St. Gregorien (Monasterium S. Gregorii), gründeten, der das Münstertal seinen Namen verdankt. Beweisen lät sich das allerdings nicht. Die Mönche könnten auch aus Italien oder England gekommen aein. amg

Sprachverderbnis

Fast jeder Schneider
will jetzund leider
Der Sprach erfahren sein
Und redt Latein
Wälsch und Französisch,
Halb Japonesisch,
Wann er ist doll und voll
Der grobe Knoll

Der Knecht Matthies
Spricht: bonae dies,
Wann er guten Morgen sagt
Und grüßt die Magd;
Die wendt den Kragen,
Tut ihm Dank sagen,
Spricht: Deo gratias,
Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen,
Man sollt euch peutschen,
Daß ihr die Muttersprach
So wenig acht.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nicht mehren,
Die Sprach verkehren
Und zerstören.

Ihr tut alles mischen;
Mit fauken Fischen,
Und macht Misch-Gewäsch,
Ein wüste Wäsch,
Ich muß es sagen,
Mit Unmut klagen,
Ein faulrn Hafen Käs,
Ein seltzams Gefäß.

Wir hans verstanden,
Mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach verkehrt
Und ganz zerstört.
Ihr böse Teutschen,
Man sollt euch peutschen.
In unserm Vatterland;
Pfui euch der Schand!

Johann Michael Moscherosch
(1601 - 1669)